

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 12

Artikel: Rätsel eines Kinderwagens
Autor: Frey, Alexander M. / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-496529>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rätsel eines Kinderwagens

Von Alexander M. Frey

Alexander M. Frey, unser lieber Mitarbeiter, ist, sechsundsiebzig Jahre alt, gestorben. Seiner schlanken Erscheinung, seinem raschen, unermüdlchen Gang und vor allem seiner geistigen Klarheit, seiner lebenden Reaktionsfähigkeit hätte man seine Jahre nicht angemerkt. Er war in München geboren und aufgewachsen, hatte mit seinen ersten Romanen viel Erfolg geerntet, auch eine Reihe von Novellenbänden zeigten ihn als völlig originellen Gestalter, als Beherrscher seines eigenen, besonderen Stils, mit dem Hintergründiges auf sachlichste Art ausgesprochen wird.

Das Deutschland, wo sein Regimentskamerad Hitler zur Macht kam, hätte ihm wahrscheinlich viel zu bieten gehabt, doch er legte keinen Wert darauf, den nahrhaften Boden der Weltanschau-

ung des Führers zu bebauen, sondern ging sofort in die Emigration, die ihm wahrhaftig nicht immer leicht gemacht wurde. Er lebte in Basel und Zürich, seine Arbeiten wurden in vielen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, vor allem als Rezensent eines Bergs von Neuerscheinungen wurde er um seiner unbestechlichen Urteilskraft willen geschätzt, die doch durch sein Wohlwollen gemildert wurde – wenn Wohlwollen am Platz war.

An der Wand seines Spitalzimmers hing der Bürgerbrief der Stadt Basel; lange hatte Alexander M. Frey darauf gewartet, doch als der Bürgerbrief ihn erreichte, war Frey seit Wochen bewußtlos, jenseits von Sorgen und Freuden der Einbürgerung.

In einer Gasse, die von großer Verkehrsader hinunter führt ins Gewirr der Altstadt, steht vor einem Kaufladen ein Kinderwagen. Er beherbergt einen Buben, der darauf lauert, die Mutter wieder bei sich zu sehen. Die aber läßt sich Zeit; sie hat, weil die Gasse abschüssig ist, Eisbrocken als kleine Hemmnisse vor die Räder geschoben und überzeugt sich durch die zugefrorene Ladenscheibe notdürftig von der Anwesenheit ihres Toni. Aber nun gerät sie mit anderen Weibern in der Krämerei in eine solch wichtige Debatte über Politik, daß sie dem Fenster vorerst den Rücken kehren muß.

Der Toni ist ein kräftiges und lebhaftes Kind; er will nicht länger untätig daliegen, bis zur Nase zugedeckt. Er richtet sich auf und ruckt den Kopf mit den Apfelbäckchen und dem Wollmützchen hierhin und dorthin. Die Gasse ist wenig belebt, und es beginnt in ihr schon abendlich zu dunkeln. Der Toni hält Umschau nach einem kleinen Zeitvertreib, er holt die Aermchen aus den Decken und fährt mit ihnen durch die Winterluft, er friert nicht und schreit auch nicht. Er beugt sich weit über den Wagenrand, um dort unten vielleicht auf seine Rechnung zu kommen. Gleich wird er hinausfallen.

Da schreitet des Weges Herr Nock, im Pelz und im solid geformten schwarzen Hut. Durch seine Brille nimmt er die Gefährdung des Kindes wahr, und er tritt an den Wagen heran. «Ei, ei, ei» und: «Na, na, na» sagt er mahnend, aber den Buben beschäftigt weiter das Pflaster auf der Gasse, er hängt schon bald in der Tiefe, und Herr Nock muß ihn anpacken und zurechtsetzen. Er gibt keine Ruhe, der Racker; ungebärdiger wird er; man befaßt sich mit ihm, das regt ihn an; er wirft sich umher, der Wagen gerät ins Schaukeln.

Eine väterliche Hand um das Kinderärmchen gelegt, schaut Herr Nock sich ratlos um. Kein Mensch kommt gegangen, und die

leichtsinnige Mutter will auch nicht erscheinen. Was soll man tun? Man muß die Frau herbeiholen, der das Kind gehört, aber man kann es ja keinen Augenblick allein lassen. So hebt er's aus den Kissen – er hat noch nie solch ein Tierchen auf dem Arm gehabt – und behandelt es voll Sorge wie ein Ding von höchster Zerbrechlichkeit.

Eben will er mit seiner Bürde behutsam in den Laden treten, wo er die Mutter vermutet, da sieht er, daß der Kinderwagen ins Rollen gerät. Es ist ein schönes Wägelchen, fast noch neu, von Frau Knabel kürzlich erst beim Trödler in der Altstadt erworben. Wie's da leichtträderig hinuntertändelt, blitzen seine Speichen im Laternenlicht.

Herr Nock ist entsetzt. Noch klammert er sich an die Hoffnung, das Gefährt werde aus eigenen Stücken wenn nicht umkehren so doch stehen bleiben, aber es läuft beschleunigt weiter – und nun läuft auch er, Nock, umständlich und durch das Kind behindert. Denn selbstverständlich muß er den Wagen wiederhaben.

Unten an der Straßenecke schnuppert wie ein schläfriger Fuchs der Ferdl nach Gelegenheiten. Er wird aufmerksam auf das, was da gegen ihn zurollt –, und schnell erfaßt er die Lage. Das Wägelchen stürzt sich sozusagen in seine aus der kreuzenden Gasse vorgestreckten Arme, er nützt den Schwung gleich aus – und hat es schon außer Sicht dirigiert. Daß da ein beschwerter Mann hinunterhumpelt, der morgen vielleicht anlangen wird, ist für den Ferdl ein Umstand, der Früchte tragen soll. Ein Blick unterrichtet ihn: die Kissen sind leer; in langen Sprüngen, den Wagen vor sich herstoßend, biegt er um eine weitere Ecke – und dann darf er sich's leisten, ganz harmlos auf ein Ziel zuzusteuern, das er nahe weiß,

Herr Nock läuft, wie's geht; manchmal rutscht und strauchelt er und ist in Gefahr zu fallen; doch Nock ist insofern noch ver-

trauensvoll, als das Kind nicht plärrt, und das Wägelchen, das er freilich nicht sieht, unten ja zu finden sein muß.

Unten aber ist kein Gefährt. Herr Nock will es nicht gelten lassen. Er schreitet die enge Kreuzung der Gassen im kleinen Kreise ab und sucht.

Mittlerweile ist der Ferdl dorthin gelangt, wohin er wollte. Er hält vor dem niederen Gewölbe des Trödlers Bulach, das schmutzig durchglüht ist von einer fliegenbedeckten Lampe. Aber so viel sieht der Ferdl schon: es ist niemand in der Höhle außer Bulach, der gerade Juwelen frisiert. Er tritt ein und will den Wagen durch die schmale Tür zerren.

«Laß ihn draußen», sagt der Trödler mürrisch und zaubert die Edelsteine weg.

«Willst es nicht nehmen – so ein feines Ding», preist der Ferdl seine Sache an.

«Kenn's schon», brummt Bulach, und diesmal spricht er die volle Wahrheit. Hat er doch vor ein paar Tagen erst den Wagen verkauft. «Laß ihn draußen, hab ich gesagt, weil im Laden kein Platz ist», erklärt er zugänglicher.

Dann schweigen beide, und einer will stumm den anderen zur Rede drängen. Aber der Ferdl muß doch mit seiner Zeit ein wenig haushalten, drum beginnt er: «– nämlich von einem kinderlosen Ehepaar in Zahlung für eine Woche Holzhacken. Sauer verdient!»

Bulach, der Kenner, sagt sich: kein Wort kann wahr sein. Aber er nickt glaubensstark. – «Wieviel?» fragt er und prüft bedenklichen Gesichtes die Federung, obwohl er weiß: gesund ist sie, aber nicht gesund ist das Korbgestell, es hat Löcher im Boden – und er bemängelt dies.

«Hast denn schon nachgeschaut?» fragt der Ferdl verdutzt. «Ja wieso schaust denn du durch die Kissen?»

Da wäre der Bulach gefangen, aber er meint bombensicher: «Hör auf, ich schau, wie ich mag.» – Die Antwort ist rätselhaft, doch der Ferdl kann ihr nicht nachhängen, er möchte wieder fort.

«Zwanzig –» verlangt er.

Der Trödler zeigt sich schwer belästigt. «Schieb ab mit dem Mistkarren», sagt er unwillig. «Meinst, ich wäre verschwundensüchtig?»

«Nun – wieviel –», will seinerseits der Ferdl wissen.

Bulach richtet Stiefelspitzen auf einem Harmonium in Paradedstellung und wirft nebenhin: «Drei.»

Der Ferdl muß das elegante Wägelchen mit einem Ruck hoch in die Höhe heben, so sehr stößt ihn Empörung: «Lieber hau ich's aufs Pflaster, daß kein Radl mehr ganz bleibt.»

«Immer zu!» bestärkt ihn Bulach.

Ferdl hat sein Gut sanft niedergestellt. «Fünfzehn –» lockt er.

Bulach klingelt mit Geld. Er sieht seines Geschäftsfreundes ruhelosen Blick die Gasse entlang; dicht baut er sich vor ihm hin. «Schluß! Fünf!» befiehlt er. «Da sind sie.»

«Hundskerl!», gibt Ferdl seine Unterlegenheit zu. «Dir bring ich nix mehr.» Er nimmt und entgleißt.

Herr Nock, mit dem unruhigen Balg auf den erlahmenden Armen, hat sich, als er nur die Erklärung fand, die Erde müsse den Wagen

verschluckt haben, zögernd die Gasse wieder aufwärts begeben, aber dann hat die Empfindung gesiegt, der Mutter dieses unseligen Kindes, sollte sie überhaupt noch anzutreffen sein, so nicht unter die Augen treten zu können. «Ist es denn möglich, daß ein großer Kinderwagen spurlos –» murmelt er, und er kehrt verbissen um, abermals abwärts und tiefer in das Gewirr der Gäßchen.

So gelangt er vor des Trödlers Bulach finstere Okkasione. An der Türe, neben einer Badewanne voller Regenschirme und einem Harmonium mit Stiefeln, erspäht er ein Wägelchen, sehr ähnlich jenem, wie? das ihm entwischt ist. Himmel – hier kann einigermaßen gut gemacht werden, wofür er verantwortlich ist! Er bleibt stehen.

Bulach merkt schon durch die schmutzige Scheibe, daß der Herr im schwarzen Pelz und das Kind im weißen Mäntelchen eine zusammengewürfelte Geschichte bilden müssen, die nicht stimmt. Nur wenn er totsicher weiß, er macht ein Geschäft, kommt er ungerufen aus dem Bau. Und jetzt naht er. Händereibend muntert er den vornehmen Interessenten auf: «Zu dienen – womit –?» Nock tut so, als sei er nur einmal faul stehen geblieben, denn bei einem Trödler hat er noch nie gekauft. «Dieser Wagen da, nicht wahr, ist doch wohl für Kindertransport – ich meine, wieviel er beiläufig so kosten könnte?»

Bulach berichtet, als läse er es ab: «So gut wie neu, Stahlfederung, bestes Rohrgeflecht, unverwüstlich, Gummireifen, fünfzig.» «Was – fünfzig Gummireifen?» will Nock wissen.

«– Schilling», sagt Bulach, Mitleid im Blick. Da muß Herr Nock ganz verstummt und ohne Bewegung nachrechnen. Er bringt heraus, daß er höchstens fünfunddreißig in der Tasche hat. – Und er bietet kleinlaut fünfundzwanzig.

Bulach wendet sich angewidert seiner Höhle zu. Nock sendet ihm achtundzwanzig nach, aber der Trödler ist nicht aufzuhalten. «Dreißig!» ruft Nock verzweifelt, «und keinen Groschen mehr, denn es ist mein letzter, und ich würde ihn nicht geben, wenn ich nicht den Wagen einigermaßen dringend brauchte.» Da ist Bulach hinter ihm. «Also nehmen Sie'n mit; ich mag ihn nicht mehr sehen», sagt er übersättigt.

Nock ist hoch entzückt. Bevor er die dreißig Schilling zusammensucht, steckt er den kleinen Kerl in den Wagen. Welch ein glücklicher Zufall, daß auch Decken vorhanden sind, – und faßt sich die Mulde in den Kissen nicht warm an? Seltsam, wie alles plötzlich ein liebliches Gesicht bekommt; nun bildet er, Nock, sich gar ein, der Wagen sei durchwärmt.

Nock ist dort angelangt, wo der Ferdl seine Beute abgefangen hat, und hier stürzt nun Frau Knabl herzu. «Was treiben Sie denn mit meinem Wagen –?» stößt sie voll tiefem Mißtrauen aus.

Nock ist erst – doch auch befremdet. Merkwürdige Frau, denkt er. «– mit Ihrem Kinde, meinen Sie», korrigiert er. «Fragen Sie denn nicht zuerst nach dem Kind?»

«Ja – und aber auch sehr nach dem Wagen, der nämlich so gut wie ganz neu ist», betont sie drohend.

Nock gibt sich einen Ruck. Einmal muß es sein, ermutigt er sich. «Liebe Frau, das da ist gar nicht mehr Ihr Wagen», bekennt er.

«Was ist –?» staunt Frau Knabl und schaut genauer hin. «Das ist mein Wagen, und das ist mein Toni.»

«Aber nein», sagt Nock standhaft. «Das heißt, jener Toni muß wohl der Ihre sein, aber Ihr Wagen ist es ganz und gar nicht.» Und er beginnt zu erzählen – geläufig, bis er an die Stelle kommt, wo er berichten müßte, daß der Wagen auf einmal wie weggeblasen war.

«Und – weiter –?» wünscht Frau Knabl scharf.

«Ja und da läuft und läuft dieser schreckliche Wagen – bis an die Häuserwand und wird zerschmettert. Ein Glück, daß der Bub schon auf meinem Arm war!»

«An welche Häuserwand denn?» forscht sie. «Ja – gewiß doch an eine Wand!» sagt er heftig aus Verlegenheit. «Unter vollkommener Vernichtung!»

«So –? Und wo sind bitt schön die Trümmer? – Jemand hat sie schon beiseite geschafft, wollen Sie mir weismachen? – Warum denn? Da könnt' ich eher glauben, jemand stiehlt einen ganzen Wagen.»

«Sehen Sie, das würden Sie glauben!» ruft Nock. «Aber die Tatsache, wie ich sie haargenau erzählt habe, die glauben Sie nicht.»

«Schon recht ungern», höhnt Frau Knabl, «denn Tatsache ist einfach, daß dieser Wagen der meine ist.»

Nock bemüht sich weiter um Geständnisse. «Nicht Ihr Wagen, sondern ein vor fünf Minuten erst durch mich gekaufter! Ihrem früheren vielleicht sehr ähnlich – mag sein, aber nicht identisch mit ihm.»

Frau Knabl greift ins Innere, erkennt die Kissen, befühlt die Löcher im Boden des Korbgestells. – Ein Verrückter –? überlegt sie. – «Wo denn angeblich gekauft?» fragt sie.

«Dort unten», sagt Nock, und er weist hinunter und gesteht mühsam: «Beim Althändler, aber in der Eile war nichts Besseres –»

«Dort unten, ganz richtig!» unterbricht Frau Knabl ihn empört. «Aber von mir dort unten vor acht Tagen gekauft, von mir! Haben Sie's ausspioniert? Sehen Sie, daß alles erlogen ist!» – Ihr wird ungemütlich zu Sinn: Weshalb forscht dieser Herr nach unseren Einkäufen, grübelt sie.

Auf den Rest Ihrer Erzählung verzicht' ich! schreit sie wütend. «Es wird gut sein, wenn Sie jetzt heimgehen.» – Sie spuckt aus und schiebt ihren Toni von dannen.

Herr Nock bleibt allein. Er steht und sinnt: «Was habe ich nun falsch gemacht? Offenbar hätte der Bub aus dem Wagen fallen sollen – dann wäre all dies Klägliche nicht geschehen; und ihm, den ich vorm Sturz bewahrt habe, wäre wohl auch nichts geschehen; er hätte mörderisch geschrien und damit jene wenig sympathische Frau herbeigelockt, und alles wäre in Ordnung gewesen. – So ist und bleibt alles nur in Unordnung.»

Herr Nock friert und ist gar nicht zufrieden. Er setzt sich in Bewegung und landet sehr unaufgeräumt in der vornehmen Abteilung eben jenes Bierlokals, in dessen primitiver und winkliger Schwemme der Ferdl gerade das dritte Glas an die Lippen stemmt.

